Foto: Markus Blass

Die Tagespost

im FOKUS

STIFTUNG JA ZUM LEBEN

SEI LEBENSBOTSCHAFTER!

Interview: Seite 34
Gloria Fürstin von Thurn und Taxis

Beratung: Seite 35
Was Menschen tun, um Ungeborene zu retten

Historischer Rückblick: Seite 36
Ungeborene: Im Grundgesetz, dennoch in Lebensgefahr

Zeugnisse: Seite 37
Warum wir Lebensbotschafter sind.

Interview zu Kindstod bei der Geburt: Seite 39
Wenn ein Säugling stirbt

Kinofilm Unplanned: Seite 40
Eine Klinik Managerin bekehrt sich

Liebe, Familie, Initiativen – stärker als Corona

Die Corona-Krise hat vieles unmöglich und einiges möglich gemacht. Jede noch so schreckliche Situation kann, wird sie zugelassen, Neues und Gutes hervorbringen. Die Familie hat in jedem Fall ein längst überfälliges Comeback erlebt. VON THERESIA THEUKE

Am Vormittag des Aschermittwochs sah es noch so aus, als würde das Leben seinen gewohnten Gang gehen – Arbeit, Schule, Kindergarten, Einkaufen, Kino, Gottesdienstbesuch oder Gartenarbeit.

Obwohl die Medien seit Wochen von der Corona-Krise in China berichtet hatten, rechneten nur wenige hierzulande ernsthaft damit, dass eine einfache Radiomeldung über Deutschlands erste Corona-Infizierte in Heinsberg (NRW) so viel verändern könnte.

Es ist bekannt, was seitdem mit uns, unserer Wirtschaft, unserer Gesellschaft und unserem Verständnis von Freiheit (und den Möglichkeiten, diese einzuschränken) geschehen ist. Jede Bürgerin, jeder Bürger, ja sogar jedes Kind hat innerhalb weniger Tage verstanden, dass es unbeeinflussbare, natürliche Ereignisse gibt, denen wir als Menschen hilflos ausgeliefert sind. Dann erscheinen die selbst gewählten oder staatlich verordneten Maßnahmen oft nur noch als kläglicher Versuch, eine unkontrollierbare Situation einigermaßen in den Griff zu bekommen.

Die Corona-Krise hat die Gesellschaft in vielerlei Hinsicht erschüttert – jeder hat Erfahrungen machen müssen, die zuvor unbekannt waren und auch unmöglich erschienen. Plötzlich waren alle gefesselt an ihr eigenes Heim, an ihren ganz persönlichen Lebensbereich, der allzu oft aus nichts anderem bestand als den eigenen vier Wänden und in vielen Fällen aus der direkten Familie.

Glücklich konnte sich schätzen, wer – in die Isolation gezwungen – durch eine Familie aufgefangen wurde. Die Familie wurde für viele zum Rettungsanker und Zufluchtsort in einer Zeit der gesellschaftlichen Vereinzelung und des Social-Distancings. Der persönliche Kontakt zum anderen, der wenige Tage zuvor noch das Normalste der Welt gewesen war, war plötzlich von einem unsichtbaren Gegner bedroht. Freunde wie Unbekannte waren plötzlich potenzielle Krankheitsüberträger, die gemieden wurden und mit denen am besten nur noch am Telefon gesprochen oder denen hinter Plexiglas begegnet wurde.

Die Familie – idealer Raum für Kinder und Jugendliche

Die Kernfamilie bildete in alledem eine Ausnahme. Als Schulen und Kindergärten geschlossen wurden, war die Familie gefragt wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Sie sollte Schutz und Halt bieten, während rings um sie herum staatliche Institutionen kapitulierten. Die dramatische Situation bewies mit aller Wucht, dass streng genommen nur die Familie leisten kann, was der Staat ihr in den Jahren zuvor systematisch versucht hat abzusprechen. Familien – als kleinste, aber auch zentralste Institution der Gesellschaft – bieten seit jeher den idealen Raum, in dem Kinder und Jugendliche Empathie, Eigenverantwortlichkeit, Konfliktfähigkeit, Verantwortung, Gemeinschaft, Geborgenheit und sogar Wissen erleben und erlernen können.

Der politisch verordnete Stillstand der öffentlichen und auch privaten Ersatz- und Ergänzungsinstitutionen zur Familie sorgte dafür, dass die Familie als Einheit und Institution wieder in den Blickwinkel der Gesellschaft und Politik rückte. Diese Wende kam für alle unerwartet und mit einer solch dramatischen Intensität und Geschwindigkeit, dass viele Familien, denen das Familie-Sein über Jahre austrainiert worden war, überfordert und verängstigt waren.

In den ersten Krisenwochen kamen Staat und Arbeitgeber den Familien verstärkt zur Hilfe. Notbetreuung, Home-Office und Sonderurlaubstage waren die Zauberwörter der Stunde. Doch je länger der Ausnahmezustand anhielt, desto dringender erschien es wieder, die Familie in Misskredit zu ziehen. Es kursierten immer mehr Berichte von familiärer Gewalt, von Überforderung, psychosozialem Druck und einem nie zuvor dagewesenen Eskalationsniveau innerhalb von Familien. Dass viele Familien die staatlich verordnete Familienzeit als großes Glück, als positive Herausforderung und echte Bereicherung empfanden, wurde (wenn überhaupt) in den sozialen Medien erkennbar. Die Mainstreammedien schwiegen weitestgehend von diesem neu entdeckten Glück und den Chancen, die sich daraus ergeben.

Auch für die STIFTUNG JA ZUM LEBEN machte sich die Krise unmittelbar bemerkbar. Das Stiftungsteam konnte, dank dezentraler und mobiler Arbeitsplätze, wie gewohnt weiterarbeiten – zum Glück, denn die Hilferufe aus ihren Partnerorganisationen nahmen kontinuierlich zu.

Da war die im vierten Monat schwangere Rebecca, die ihren Mini-Job in einem Restaurant verloren hatte. Eine Familie aus Süddeutschland, die nicht wusste, woher sie Geld für Lebensmittel bekommen konnte. Normalerweise ging sie zur Tafel, die war aber schon seit einer Woche geschlossen. In einer Familie wurde die Mutter auf Kurzarbeit gesetzt, ein längst überfälliger Kredit konnte nicht abbezahlt werden, die Überschuldung rückte bedrohlich näher. Eine andere Organisation benötigte Schutzmasken, um mit der Arbeit fortfahren zu können.

Schwanger – und der Mini-Job wurde gekündigt

Hilferufe dieser Art aus dem In- und Ausland zeigen auch in Bezug auf die Unterstützung von schwangeren Frauen in Konflikten und Familien in Not, dass der Staat eben keine vollumfängliche Absicherung für seine Bürger garantieren kann. Es gibt immer Personengruppen, spezielle Konstellationen und Situationen, in denen Menschen aus dem Raster herausfallen. Dann gilt es, flexibel und unmittelbar zu reagieren, ohne langwierige bürokratische Hürden.

Die Fastenzeit 2020 wird die Gesellschaft noch nachhaltig beschäftigen. Die Folgen sind auch nach Ostern unmittelbar spürbar und über allem schwebt die Furcht, dass eine solche Situation nicht das letzte Mal gewesen sein könnte. Erstaunt nehmen wir zur Kenntnis, wie leicht es ist, das öffentliche Leben einer freiheitlichen Gesellschaft innerhalb nur weniger Tage beinahe zum Erliegen zu bringen. Wir fragen uns, wie konnte das passieren? Wie konnte es sein, dass vom Gang zum Friseur bis zum Besuch eines Gottesdienstes von einem Tag auf den anderen nichts mehr möglich war?

Der STIFTUNG JA ZUM LEBEN hat die Krise ganz deutlich vor Augen geführt, wie notwendig die Existenz privater und lokaler Initiativen ist, die Menschen in Not ganz unmittelbar helfen. In den staatlich nicht geförderten Schwangerenkonfliktberatungsstellen, die die Stiftung seit ihrer Gründung vor über 30 Jahren finanziell unterstützt, wird dies auch in „Normalzeiten“ deutlich. Hierher kommen Frauen, die in den staatlich geförderten Beratungsstellen keine Hilfestellung in ihrem persönlichen Schwangerschaftskonflikt bekommen, sondern den Beratungsschein. Wenn diese schwangeren Frauen das Glück haben, in ihrer Stadt auf eine Beraterin zu treffen, die sie bei der Hand nimmt und ihr zuhört, dann können Menschenleben gerettet werden.

Lesen Sie auf den folgenden Seiten, wie das Engagement Einzelner zum Segen für andere werden kann. Lassen Sie sich inspirieren von Gloria Fürstin von Thurn und Taxis und Prof. Dr. Manfred Spieker, die klar und deutlich die zentralen Baustellen unserer Gesellschaft in puncto Lebensrecht benennen.

Es gibt viele Möglichkeiten, selbst aktiv zu werden, wozu auch die neue Kampagne der STIFTUNG JA ZUM LEBEN „Sei Lebensbotschafter!“ ermutigt. Aber lesen Sie selbst! Es lohnt sich, selbst Initiative zu ergreifen.

„Die Abtreibungsindustrie ist ein Goldesel“

Gloria Fürstin von Thurn und Taxis, Mitglied des Stiftungsrates der STIFTUNG JA ZUM LEBEN und Schirmherrin der Stiftungskampagne „Sei Lebensbotschafter!“, spricht über ihre persönlichen Motivationen, sich für mehr Lebensschutz einzusetzen. Sie will dabei nicht polarisieren, sondern mit den Tatsachen wachrütteln, vor denen viele die Augen verschließen.

Gloria Fürstin von Thurn und Taxis nutzt ihre Popularität, um immer wieder auch unbequeme Themen anzusprechen. Foto: DT

Rund um Ihren 60. Geburtstag war viel über Sie in den Medien zu lesen, zu sehen und zu hören. Ihr Bruder, Alexander von Schönburg, schrieb in der FAZ, Sie hätten verstanden, dass Ernstes nur im humoristischen Kontext gesagt werden könne. Funktioniert eine humoristische Kontextualisierung auch bei so ernsten Themen wie Abtreibung oder Sterbehilfe?

Das ist natürlich schwierig, aber möglich, da macht der Ton die Musik, dennoch riskiert man, dass Witze über diese Themen zynisch klingen.

Muss man, wie Sie einmal in einem FAZ-Interview gesagt haben, ein „Elefant im Porzellanladen“ sein, um die Themen des Lebensschutzes in die Öffentlichkeit zu katapultieren, oder was ist Ihrer Meinung nach die beste Strategie?

Die beste Strategie ist, Aufklärung zu bieten. Warum wird Frauen vor dem Abbruch kein Ultraschallbild gezeigt? Weil sie dann sehen würden, dass das Baby kein „Zellklumpen“ ist. Die teure Abtreibung würde womöglich abgebrochen und das wäre ja geschäftsschädigend, denn beim Anblick des Kindes könnten es sich die Frauen doch nochmal anders überlegen.

Sie sind weltweit – wenn Sie dies wollen – in der Öffentlichkeit unterwegs und in den Medien präsent. Dabei scheuen Sie sich nicht, auch unbequeme Themen wie Abtreibung oder vorgeburtliche Selektion anzusprechen. Was motiviert Sie, Lebensbotschafter zu sein?

Seit meiner Firmung weiß ich, dass ich als Christ verpflichtet bin, der Wahrheit so gut ich es kann zu dienen. Dazu gehört der Schutz des Lebens von Anfang bis Ende. Daher mache ich mich auch für die Palliativpflege über die Hospiz-Bewegung stark.

Gibt es ein Ereignis oder Erlebnis, das Sie nachhaltig geprägt hat?

Ja, der Tod meiner Lieblingstante Elisabeth. Sie hat die Heilige Kommunion am Sterbebett empfangen und ist im Augenblick danach friedlich verstorben. Oder der Tod meines Vaters, der im Beisein aller Geschwister und unserer Mutter, ebenfalls mit den Sakramenten versehen, friedlich sein irdisches Leben ausgehaucht hat.

Was müsste Ihrer Meinung nach getan werden, um das Bewusstsein für die Schutzbedürftigkeit jedes Menschen von Anfang an wieder neu zu stärken?

Es müsste eine Rückkehr zu objektiven wissenschaftlichen Erkenntnissen erfolgen, damit die Menschen nicht dauernd hinters Licht geführt werden. Vom Zellklumpen bis zur unsäglichen längst überholten Überbevölkerungstheorie, von Menschen gemachter Klimaveränderung, geistern allerlei Märchen in pseudowissenschaftlicher Verkleidung durch die Welt. Wer sich wirklich um Information bemüht, erkennt schnell, dass die seriösen Wissenschaftler sich von den Behauptungen der Populärmedien scharf distanzieren. Es ist alles eben etwas komplizierter als das, was man schnell und einfach verpackt in dicker Überschrift als Sensation und Stimmenfang verkaufen kann.

Finden Sie, dass das neu entdeckte ökologische Bewusstsein der Menschen eine Stütze im Einsatz für mehr Schutz von Ungeborenen darstellen könnte?

Leider hat sich das Ökobewusstsein nicht auf die gesamte Natur, sondern lediglich auf Pflanzen und Tiere konzentriert. Das hat dazu geführt, dass Dinge, die bei Pflanzen und Tieren scharf abgelehnt werden, beim Menschen nicht nur toleriert, sondern sogar akzeptiert und gefördert werden. Gesundheitsschädigende Hormonbehandlungen zur Vorbereitung einer Geschlechtsumwandlung, Genmanipulation in der Petrischale, oder die extrem brutale, unnatürliche Abtreibung würden bei Welpen nie hingenommen. Denken Sie nur an die massiven Proteste gegen das Schreddern von Küken. Das sind die gleichen Menschen, die das Schreddern von kleinen Babys im Mutterleib o.k. finden. Dabei muss man doch wissen, dass das kleine Geschöpf, um es aus der Gebärmutter zu entfernen, auch in Stücke geschnitten werden muss.

Auf der einen Seite ernähren sich viele Frauen sehr bewusst. Sie verzichten auf Fleisch und kaufen bio ein. Auf der anderen Seite schlucken sie täglich Hormonpräparate oder im Notfall auch die sogenannte „Pille danach“. Wie bewerten Sie dieses Verhalten und gibt es Ihrer Meinung nach Wege aus einer solch schizophrenen Situation?

Das ist ein total verrücktes Phänomen. Einerseits gesund ernähren, andererseits Verfahren tolerieren, die sich gesundheitsschädigend auf Psyche und Körper auswirken. Leider wird alles getan, um die Realität zu verdunkeln und die Betroffenen unaufgeklärt zu lassen. Es heißt immer nur „Mein Bauch, mein Recht“. Wie alleine diese Frauen nach dem Schwangerschaftsabbruch mit ihrem Schmerz bleiben, wird nicht thematisiert. Ich habe fast das Gefühl, dass die Abtreibungsindustrie ein Goldesel ist. Eigentlich müssten die Grünen nicht nur naturnahe Landwirtschaft, sondern auch naturnahe Fortpflanzung und die natürliche Familie propagieren. Wenn die grüne Bewegung wirklich naturnah wäre, wäre diese Haltung konsequent. Die Natur wird von den Grünen leider oft nur als Emotionsvehikel benutzt, um sympathisch rüberzukommen. Man hat die Grünen oft als Wassermelone beschrieben. Außen grün und innen rot. Denen geht es vor allem um Kontrolle, und statt Religion setzen sie auf Ideologie.

Wie reagieren Ihre Familie, Freunde und Bekannte, wenn Sie beispielsweise aktuelle Abtreibungsstatistiken ansprechen und diese auch in der Öffentlichkeit kommunizieren?

Wie bei den großen Massentötungen der Vergangenheit auch, möchte man hier lieber nicht so genau Bescheid wissen. Es ist das sogenannte „Vogel Strauß“-Syndrom. Jeder weiß, dass – wenn er mit eigenen Augen sieht oder liest, wie eine Abtreibung tatsächlich abläuft – er sich hernach schwertun wird, damit einverstanden zu sein.

Was motiviert Sie, sich immer wieder neu entgegen dem Mainstream für einen besseren Lebensschutz einzusetzen?

Na, die Wahrheit! Dass Gott uns das Leben geschenkt hat und wir kein Recht besitzen, zu töten, ganz einfach. Abtreibung ist eine Sünde, die zur ewigen Verdammnis führt, davor müssen wir die Menschen doch warnen.

Welche Bedeutung kommt der (Groß-) Familie zu, wenn es darum geht, eine – wie Johannes Paul II. es gesagt hat – „Kultur des Lebens“ zu errichten?

Der Sinn des Lebens muss den Kindern vermittelt werden und dieses weite und interessante Thema muss immer wieder diskutiert werden, damit man sich nicht von der säkularen Welt, die ganz andere Zwecke verfolgt, instrumentalisieren lässt.

Wenn Sie sehen, wie die Menschenrechte von Ungeborenen mit über 45 Millionen Abtreibungen jedes Jahr weltweit verletzt werden, übermannt Sie dann nicht hin und wieder Hoffnungslosigkeit?

Es ist ein ideologischer Kampf, der über Leichen geht. Als Christ hat man die Pflicht, sein Möglichstes zu tun, um dem entgegenzutreten. Hoffnungslosigkeit darf niemals handlungsleitend sein.

Haben Sie einen Tipp, wie wir überzeugende Lebensbotschafter sein können?

Am besten ist der Lebensbotschafter, der durch seine Überzeugung wirkt. Argumentationsstark und gewinnend.

Wir danken Ihnen für das Gespräch!

Beratung: Pobleme beseitigen, nicht das Kind

Eine Beraterin der Organisation KALEB e.V. berichtet, wie sie jeden Tag neu die Chance bekommt, Menschenleben zu retten.

VON PETRA KRÖGER

Frauen im Schwangerschaftskonflikt brauchen Menschen, die ihnen deutlich machen, wir unterstützen dich, egal was auch kommt. *Foto: katya_maumov/stock.adobe.com*

Unsere Beratungsstelle in Plauen besteht seit 1990 und befindet sich in einem „Brennpunkt" der Stadt. Mit unserer Beratung helfen wir Müttern und Familien, die durch eine Schwangerschaft in eine Konfliktlage geraten sind. Hierbei ist es völlig egal, wann, wo und zu welcher Uhrzeit sich Hilfesuchende an uns wenden.

Im Jahr 2015 trug sich folgende Geschichte zu:

An einem Samstag war ich gerade bei der Hausarbeit, als mich ein Hilferuf auf meinem Handy erreichte. Ein Bekannter hatte in einer Psychosomatischen Klinik eine junge, schwangere Frau kennengelernt, Vertrauen zu ihr aufgebaut und ihr empfohlen, einmal mit mir zu reden. So kam es zu unserem ersten Telefonat.

Sehr verschüchtert erzählte mir die junge Frau von ihren Problemen: Sie sei schwanger und der Vater des Kindes wolle das Kind nicht. Alle seien gegen sie, ihre Mitbewohner, sogar ihre Eltern. „Meine schöne heile Welt ist mit einem Mal zerstört. Was soll ich machen? Alle sind gegen mich."

Schnell war das Eis zwischen uns gebrochen und Vertrauen aufgebaut. Ich war die Erste, die sie verstand und die ihre Ängste und Bedenken aus einer anderen Perspektive sah. In einem zweistündigen, sehr tränenreichen Telefonat zeigte ich ihr Für und Wider auf und suchte mit ihr nach Lösungsansätzen. Ich lud sie ein, mich in der Beratungsstelle zu besuchen. Und sie kam und wir hatten beide ein Gefühl der inneren Verbundenheit. Viele persönliche Gespräche folgten, sie entschied sich für das Kind. Doch ihre Schwangerschaft verlief leider nicht ganz komplikationslos. Bei allem begleitete ich sie. Ich hielt ihre Hand. War einfach da. So verging die Schwangerschaft. Sie hatte inzwischen einen jungen Mann kennengelernt, der sie wertschätzt und auch ein guter Vater für das Kind sein würde.

Beratungsstelle als einziger Zufluchtsort

Am 24. Oktober 2015 wurde Yannick geboren. Bis heute ist mir Yannicks Mutter sehr dankbar, dass ich damals für sie da war. Sie sagt immer wieder: „Ohne dich gäbe es Yannick nicht. Du hast mir immer soviel Mut gemacht".

Viele Frauen entscheiden sich aus einer akuten Not- und Schocksituation heraus für einen Schwangerschaftsabbruch und hoffen, damit ihr „Problem" zu lösen. Doch so einfach ist es nicht.

Wir Beraterinnen von KALEB stehen den verzweifelten und hilfesuchenden Frauen mit Rat und Tat zur Seite. Wir hören zu, beraten und zeigen individuelle Hilfen auf. Wir unterstützen und vermitteln konkrete Hilfen, die das JA zum Kind erleichtern.

Unsere Schwangerenberatungsstelle muss sich ohne staatliche Unterstützung finanzieren, weil wir keine Beratungsscheine für eine straffreie Abtreibung ausstellen. Unser Dank gilt an dieser Stelle den Freunden und Förderern der STIFTUNG JA ZUM LEBEN, die uns finanziell in unserer Arbeit unterstützen.

„Keinen Menschen einfach so stehen lassen"

Inge Maxwill berichtet von einer drogenabhängigen Mutter.

STIFTUNG JA ZUM LEBEN

Ich habe 160 Kinder", erzählt Inge Maxwill und lacht herzlich. Seit inzwischen mehr als 40 Jahren ist die 74-Jährige mit einer wichtigen Mission unterwegs: Sie rettet Menschenleben.

Und um das zu tun, riskiert sie alles. Sie sucht die Orte auf, an denen sich die von der Gesellschaft Verstoßenen treffen und holt Frauen und ihre ungeborenen Kinder von dort weg.

„Dort fand ich auch Karin", erzählt Inge Maxwill. Die zwanzigjährige Karin ist stark heroinabhängig, als sie schwanger wird. Als Sonja, ihre Tochter, geboren wird, ist sie noch immer drogenabhängig und so kommt das Mädchen in Inge Maxwills Obhut. Hier bleibt es, denn die junge Mutter spürt und erkennt, dass sie für ihr Kind weg muss – von den Drogen und ihrem Freund, der sie nur tiefer ins Unglück hinabzieht. Für ein Jahr geht Karin in eine Entzugsklinik und lässt das Kind bei Inge Maxwill. Als sie zurückkommt, ist sie clean und bereit, eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin zu beginnen.

Inge Maxwill erzählt voll Stolz und Glück von Karins und Sonjas Geschichte. Zwei Leben, die es ohne sie wahrscheinlich nicht mehr gäbe. „Ich bin der Überzeugung, man darf keinen Menschen stehen lassen", betont Inge Maxwill. Sie könnte noch mehr tragische Geschichten erzählen und von mindestens 160 wunderschönen Momenten, als ihr unermüdlicher Einsatz mit neuem Leben belohnt wurde.

„Ich selbst habe erlebt, wie grausam es ist, wenn man menschenunwürdig behandelt wird", erzählt sie, die als Jüdin und Waise nach dem Zweiten Weltkrieg in einem Kloster aufwuchs. „Ich habe mir immer gesagt, wenn ich das überlebe, werde ich alle Menschen gut behandeln." Inge Maxwill macht weiter und unterstützt schwangere Frauen in Not, die über Mundpropaganda den Weg zu ihr finden. Hinter ihr steht eine aktive Freie Evangelische Gemeinde – Menschen, die mit Inge Maxwill ihren Glauben teilen und die Sehnsucht nach einer Welt, in der jedes Kind Leben darf.

> „Hinter ihr steht eine aktive Freie Evangelische Gemeinde – Menschen, die mit Inge Maxwill ihren Glauben teilen und die Sehnsucht nach einer Welt, in der jedes Kind Leben darf."

Die STIFTUNG JA ZUM LEBEN unterstützt ihre Arbeit finanziell, so dass Inge Maxwill mit ihren Schützlingen die wichtigsten Dinge einkaufen kann. „Ich gehe immer mit den Frauen einkaufen, denn es geht ja nicht nur ums Geld, sondern auch um die Beziehung", sagt sie. „Außerdem achte ich darauf, dass das Geld nicht verplempert wird."

Sonja wurde vor der Abtreibung gerettet – und ist schon Gesprächspartnerin. *Foto: oksana/stock.adobe.com*

Ungeborene: Im Grundgesetz – dennoch in Lebensgefahr

In seiner Laudatio auf die Preisträgerin des Stiftungspreises 2020, Mechthild Löhr (Christdemokraten für das Leben), zeichnet Prof. Dr. Manfred Spieker in einem Rückblick die bioethischen Konfliktfelder der vergangenen Jahrzehnte nach, wie der Mensch am Beginn und Ende seines Lebens stetigen Gefahren ausgesetzt ist.

VON MANFRED SPIEKER

Prof. Manfred Spieker am 1. Februar in Würzburg: Der Beratungsschein erhielt durch die Reform von 1995 die Funktion einer Tötungslizenz. *Foto: STIFTUNG JA ZUM LEBEN*

Als die Stiftung von der unvergessenen Johanna Gräfin Westphalen 1988 gegründet wurde, war eine heftige Debatte über den Erfolg beziehungsweise Misserfolg der Reform des § 218 StGB von 1976 im Gange. Viele waren mit der damals beschlossenen Indikationenregelung unzufrieden. Sie hatte den Schutz des ungeborenen Kindes nicht verbessert und die versprochene Reduzierung der Zahl der Abtreibungen nicht bewirkt. Aber über Pläne zu einem Beratungsgesetz kam die damalige CDU/CSU/FDP-Regierung unter Helmut Kohl nicht hinaus.

Die Wiedervereinigung machte allen Überlegungen zu einer Verbesserung des Schutzes des ungeborenen Kindes fürs erste ein Ende, denn nun ging es darum, zwei unvereinbare Regelungen in Einklang zu bringen: die offene Fristenregelung der DDR einerseits, die schon 1972 ein „Recht auf Abtreibung" eingeführt und Abtreibung als sozialistischen Fortschritt proklamiert hatte, und die in der Indikationenregelung versteckte Fristenregelung der Bundesrepublik andererseits, die im Unterschied zur DDR aber Abtreibung immer noch als Straftat wertete, wenn auch als eine von Strafe befreite, sofern dem abtreibenden Arzt Bescheinigungen über eine ärztliche Indikationsfeststellung und eine soziale Beratung vorgelegt wurden.

Ergebnis der Beratungen über die Vereinbarkeit des Unvereinbaren war die heute noch geltende Reform des Abtreibungsstrafrechts 1995, die zum einen die Abtreibung in den ersten zwölf Wochen legalisierte, sofern dem Arzt ein Beratungsschein vorgelegt wird, und zum anderen Abtreibungen nach der medizinischen und kriminologischen Indikation nicht mehr als von Strafe befreite Straftaten, sondern als rechtmäßige medizinische Dienstleistungen betrachtete. Der Beratungsschein erhielt durch diese Reform die Funktion einer Tötungslizenz. Der Reform von 1995 folgte ein vierjähriger Konflikt in der katholischen Kirche zwischen Bischöfen, Laien, Joseph Kardinal Ratzinger sowie Papst Johannes Paul II. auf der einen Seite, die die weitere Beteiligung der Kirche an der nachweispflichtigen Schwangerschaftskonfliktberatung ablehnten, und der Mehrheit der deutschen Bischöfe unter Führung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz Karl Lehmann sowie der Mehrheit des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, die sich für eine weitere Beteiligung der Kirche an dieser Beratung einsetzten.

Gräfin Westphalen, damals Vorsitzende der Christdemokraten für das Leben, hat nie einen Zweifel aufkommen lassen, wo sie in diesem Konflikt stand: konsequent auf der Seite von Papst Johannes Paul II., Joseph Kardinal Ratzinger und Erzbischof Johannes Dyba. Der Streit ist zwar beigelegt, aber er hat nicht zuletzt durch die Gründung des Vereins „Donum Vitae" tiefe Spuren hinterlassen. Er lähmt die katholische Kirche in Deutschland bis heute, wenn es um Fragen des Lebensschutzes geht.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts, (...) erweiterte sich das Gefährdungsspektrum für das Recht auf Leben. Neben die klassische Gefährdung durch die Abtreibung traten die Gefährdungen, die aus der künstlichen Befruchtung resultierten, die 1978 mit Louise Brown in England erstmals zur Geburt eines im Labor erzeugten Menschen geführt hatte.

Die Forschung an embryonalen Stammzellen, die Präimplantationsdiagnostik, die Keimbahntherapie, das Klonen und nicht zuletzt die assistierte Reproduktion selbst sind diese neuen Gefährdungen. Darüber hinaus zeigten sich in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auch in Überlegungen zur Sterbehilfe, zur Organspende und in Entwicklungen der Pränataldiagnostik neue Gefährdungen des Lebensrechts. Dabei geht der Kampf um die Abtreibung unvermindert weiter, wie die Diskussion um das ärztliche Werbeverbot und der Kult um die Gießener Abtreibungsärztin Hänel zeigen. (...)

Reproduktionsmedizin veränderte die Debatte

Die ungeregelten Zustände in der assistierten Reproduktion hatte der Deutsche Bundestag 1990 durch das Embryonenschutzgesetz zu regeln versucht. Es gestattete die künstliche Befruchtung nur zum Zweck der Herbeiführung einer Schwangerschaft bei der Frau, von der die Eizellen stammen und verbot die Befruchtung von mehr Eizellen, als ihr innerhalb eines Zyklus übertragen werden sollen. Es begrenzte diese Zahl auf drei. Als Embryo gilt nach § 8 „bereits die befruchtete, entwicklungsfähige menschliche Eizelle vom Zeitpunkt der Kernverschmelzung an". Das Gesetz wollte den Schutz des Embryos, nicht die Reproduktionsfreiheit der Eltern sicherstellen.

Es ist nach wie vor ein Schutzwall für das Lebensrecht. Reproduktionsmediziner empfinden es heute als Fessel und würden es gern durch ein Reproduktionsmedizingesetz ablösen.

Zweimal wurde das Embryonenschutzgesetz bereits unterlaufen, zum ersten Mal durch das Stammzellgesetz 2002, dann durch die Legalisierung der Präimplantationsdiagnostik 2011. Die Forschung an embryonalen Stammzellen wurde 2001 durch die Verheißungen von Stammzellforschern wie Oliver Brüstle im Hinblick auf die Therapie bisher unheilbarer Erkrankungen sowie die Kehrtwende der Deutschen Forschungsgemeinschaft beflügelt. Bis dahin hatte die DFG diese Forschung abgelehnt, weil die embryonalen Stammzellen nur durch die Tötung des Embryos zu gewinnen sind. Der Bundestag glaubte mit seinem „Gesetz zur Sicherstellung des Embryonenschutzes im Zusammenhang mit Einfuhr und Verwendung menschlicher embryonaler Stammzellen" vom 1. Juli 2002 einen Kompromiss gefunden zu haben, indem er zwar die Herstellung von embryonalen Stammzellen in Deutschland verbot, aber gleichzeitig die Forschung an importierten embryonalen Stammzellen erlaubte, sofern die für die Gewinnung dieser Stammzellen notwendige Tötung des Embryos vor einem bestimmten Stichtag erfolgte. Um die Verheißungen der Regenerativen Medizin zu Beginn dieses Jahrhunderts, mittels der embryonalen Stammzellen neue Organe entwickeln und bisher unheilbare Erkrankungen therapieren zu können, ist es inzwischen still geworden. Sie blieben alle unerfüllt.

Embryonenschutzgesetz mehrfach unterlaufen

Ein zweites Mal wurde das Embryonenschutzgesetz 2011 durch einen neuen § 3 a geschwächt, der wie schon das Stammzellgesetz und die reformierten §§ 218ff. StGB das Ja und das Nein zum Lebensschutz in unentwirrbarer Weise verknotet: Er verbietet die genetische Untersuchung eines Embryos in vitro, erklärt aber zugleich eine Präimplantationsdiagnostik für „nicht rechtswidrig", wenn aufgrund der genetischen Disposition der Eltern für den Nachwuchs das Risiko einer schwerwiegenden Erbkrankheit besteht oder wenn eine schwerwiegende Schädigung des Embryos zu erwarten ist. Die PID dient der Selektion jener Embryonen, die für eine Übertragung in eine Gebärmutter in Frage kommen beziehungsweise von einer Übertragung ausgeschlossen werden. Das Recht auf Leben wird also abhängig gemacht vom Ergebnis der Diagnostik. (...)

Der wissenschaftliche Fortschritt hat Auswirkungen

Eine neue Problematik mit erheblichen Auswirkungen auf den Lebensschutz tut sich in der genetischen Keimzelltherapie auf, von der sich wieder viele die Therapie bisher unheilbarer Erkrankungen erhoffen, die aber eugenische Züge trägt und Vorstellungen nährt, den Menschen mittels der Genchirurgie (CASPR-Cas) optimieren zu können. (...)

Die assistierte Reproduktion ist sowohl unter dem Aspekt der Weitergabe des Lebens als auch dem des Lebensschutzes ein Problem. (...) Im Zentrum stehen die technischen Kompetenzen des Reproduktionsmediziners, seine Injektions- und Konservierungskünste. Dem ist nicht nur aus katholischer Sicht entgegenzuhalten: Die menschliche Fortpflanzung ist mehr als ein technisches Verfahren. Sie ist die Frucht einer intimen Beziehung von Vater und Mutter. Unter dem Aspekt des Lebensschutzes ist die assistierte Reproduktion ein ungelöstes Problem. Sie führt zu einer großen Zahl sogenannter „überzähliger" oder „verwaister" Embryonen, die dem Tod geweiht sind. (...) Die nichtimplantierten Embryonen beziehungsweise „Vorkernstadien" werden eingefroren.

Die Frage, wohin mit den kryokonservierten Embryonen beziehungsweise Vorkernstadien, wenn die Eltern das Interesse an ihnen verloren haben, stürzt Reproduktionsmediziner, Eltern und Politik in ein unlösbares Dilemma. Sie haben die Wahl zwischen Tötung und Nutzbarmachung für die Forschung. Beides verstößt gleichermaßen gegen die Menschenwürde. (...) Massive Gefährdungen des Lebensrechts am Ende des Lebens zeigten sich zu Beginn des Jahrhunderts durch die Legalisierung der aktiven Sterbehilfe in den Niederlanden, dann in Belgien, in Luxemburg und auch in einigen Staaten der USA, Australiens und Kanadas. In den Niederlanden spricht man ganz unbefangen von Euthanasie, die in Deutschland nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft wegen der staatlich verordneten Euthanasie an Behinderten bis weit in das 21. Jahrhundert hinein ein Tabu war. (...)

Fahndung nach Embryonen mit Trisomie 21 geht weiter

Der seit August 2012 in der Pränataldiagnostik angebotene Praenatest verspricht ein Mutter und Kind schonendes nichtinvasives Verfahren zur pränatalen Diagnostik. Mittels eines Bluttests soll festgestellt werden, ob der Embryo bestimmte Dispositionen für Erkrankungen hat. Der Test vermeide, so die Anbieter, die für den Embryo in 0,5 bis ein Prozent der Fälle tödlichen Risiken der invasiven Methoden der Amniozentese und der Chorionzottenbiopsie. Er diene der Beruhigung der Schwangeren. Dies ist jedoch nicht einmal die halbe Wahrheit. Der Praenatest dient in erster Linie der Fahndung nach Embryonen mit Trisomie 21, inzwischen auch mit anderen Auffälligkeiten. Für Embryonen mit solchen Auffälligkeiten ist er ein Todesurteil. Der Praenatest macht den Lebensschutz vom Bestehen einer Prüfung abhängig. Die „anderen Umstände", in denen sich eine Schwangere befindet, sind aufgrund der ausufernden Pränataldiagnostik nicht mehr die „guter Hoffnung", sondern die eines ständigen Bangens, bis die PND ihren Fötus als unbedenklich zertifiziert hat.

Die Widerspruchsregelung bei der Organspende, für die sich Bundesgesundheitsminister Jens Spahn und verschiedene Ärzteverbände einsetzten, hat der Deutsche Bundestag am 16. Januar 2020 mit deutlicher Mehrheit (379:292) abgelehnt. Es bleibt bei einer modifizierten Zustimmungsregelung. Eine Organspende nach dem Tod kann beim Empfänger des Organs Leiden mildern und Leben verlängern. Sie muss aber immer freiwillig sein, sonst wäre sie keine Spende mehr, und sie darf nur auf der Grundlage vollständiger Aufklärung erfolgen. Zur vollständigen Aufklärung gehört erstens die Information, dass die Gleichsetzung des Hirntodes mit dem Tod des Menschen keine naturwissenschaftlich-medizinische Erkenntnis ist, sondern eine pragmatische Regelung zum Schutz der Transplantationschirurgie, und zweitens, dass die Organentnahme ein schwerwiegender Eingriff in den Sterbeprozess ist, weil die organprotektiven Maßnahmen das Sterben verzögern. Die Bereitschaft zur Organspende bedeutet deshalb eine Verfügung über das eigene Sterben, die die Anwesenheit von Angehörigen am Sterbebett ausschließt.

Eine neue Bedrohung des Lebens zeigt sich im Schlepptau der Friday-for-Future-Bewegung. Um des Schutzes der Umwelt willen sollen wir auf Kinder verzichten. Nach dem Auto, dem Fleischkonsum und dem Plastikmüll gelten nun plötzlich Kinder als Umweltkiller.

Die Kultur des Todes ist dabei, das Leben und die Lebensfreude im Kult um die Umwelt zu ersticken. (...) Dieser Kultur des Todes, die Aussterben für eine Lösung des Umweltproblems hält, hat schon Remi Brague entgegengehalten: Die zentralen Fragen, die allen Fragen zum Thema Lebensrecht und Lebensschutz vorausliegen, sind die Fragen „Ist das Sein besser als das Nichts?" und „Ist das Leben es wert, weitergegeben zu werden?" (Anker im Himmel. Metaphysik als Fundament der Anthropologie, Wiesbaden 2018). Die Bejahung dieser Fragen, das „Ja zum Leben", ist die Voraussetzung für den Einsatz zugunsten des Lebensschutzes.

Sei Lebens-botschafter!

Mit der Kampagne „Sei Lebensbotschafter!“ ermutigt die STIFTUNG JA ZUM LEBEN ihre Freunde, Förderer und Projektpartner, selbst Zeugnis für das Leben zu geben und andere Menschen für den Lebensschutz zu begeistern. In einer Zeit, in der Demonstrationen und Veranstaltungen zur Eindämmung der Corona-Pandemie untersagt sind, ist das private Engagement des Einzelnen umso mehr gefragt.

Mit winzigen Füßchenansteckern für mehr Lebensschutz von Ungeborenen eintreten.

Fotos: STIFTUNG JA ZUM LEBEN/privat/Bäckerei Siegwart

Das Recht auf Leben gilt für jeden Menschen – für große, kleine, ungeborene, behinderte, gesunde, alte oder kranke Menschen. Leider wird jedoch tagtäglich gegen dieses Recht auf Leben verstoßen, sogar dort, wo Menschenrechte gelten. Tausende von ungeborenen Kindern verlieren ihr Leben durch Abtreibung. Die Antwort der STIFTUNG JA ZUM LEBEN ist ein klares JA zum Leben und ein entschlossenes NEIN zu Abtreibungen. Dafür arbeitet sie mit an einer Gesellschaft, die Frauen im Schwangerschaftskonflikt Unterstützung bietet, damit sie sich für das Leben ihres Kindes entscheiden können. Kurzum, es geht um die Kultur des Lebens, um Menschen, die sich entschlossen für das Lebensrecht der Ungeborenen einsetzen und zum Sprachrohr für die Ungeborenen und deren Rechte werden.

Eine Möglichkeit, Lebensbotschafter zu sein, ist das Tragen von winzigen Füßchenansteckern, die in Größe und Form den Füßchen von 10 Wochen alten, ungeborenen Babys gleichen. Seit mehr als 40 Jahren sind sie das internationale Symbol für den Lebensschutz.

1974 wurden die Anstecker von der US-Amerikanerin Virginia Evers entworfen und bis heute millionenfach auf der ganzen Welt getragen. Inspiriert wurde sie durch die Fotografie eines Arztes, der die Füßchen eines zehn Wochen alten Babys zwischen seinem Daumen und Zeigefinger hält.

Die STIFTUNG JA ZUM LEBEN versendet kostenlos Füßchenanstecker an alle, die die Anstecker tragen und verteilen möchten, um selber Lebensbotschafter zu sein. An dieser Stelle erzählen Freunde, Förderer und Projektpartner der STIFTUNG JA ZUM LEBEN, warum sie Lebensbotschafter sind.

Durch Gebet und Engagement Lebensbotschafter

„Ich bin Lebensbotschafter, weil das Leben ein wunderbares Geschenk Gottes ist. Jeder Mensch ist von Gott bedingungslos angenommen und geliebt. Deshalb ist es eine wundervolle Aufgabe, für die Würde des Lebens einzustehen. Ich bin stolz darauf, meinen Teil zum Schutz jedes Lebens durch mein Gebet und mein Engagement beizutragen.“

Maria Liesch (Würzburg)

Gesellschaft beim Familienbild voller Widersprüche

„Ich bin Lebensbotschafterin, weil Frauen heute bestärkt werden müssen, Mutter zu werden. Die Gesellschaft ist ambivalent: Beklagen des demographischen Wandels, vor unrealen Bildern heiler Familien strotzende kommerzielle Werbung, aber Kinder als Hindernis der Arbeitswelt oder Einschränkung persönlicher Freiheit. Ich will schwangere Frauen ermutigen, sich von Herzen aufs Kind zu freuen, auch wenn die Umstände nicht „perfekt“ sind. Das auch gern mit kostenfreiem Kurzurlaub in unserer Ferienwohnung.“

Dorit Gropp (Saalfeld in Thüringen)

Aufklärungsaktion in der Fußgängerzone

„Ich bin Lebensbotschafter, weil es nichts Schöneres gibt als das Leben und den Glauben. 1982 habe ich den Film „Stummer Schrei“ gesehen. Das hat mich tief erschüttert und berührt. Seither bin ich im Lebensschutz aktiv – momentan organisiere ich jeden Monat eine Aufklärungsaktion in der Fußgängerzone von Ingolstadt. Wir brauchen mehr Aufklärung und mehr Menschen, die mit uns Botschafter des Lebens sind.“

Anton Höcker (Mühlbach)

Jeder Mensch hat Würde – von Anfang bis zum Ende

„Spätestens seitdem mein erster Sohn 1976 geboren ist, bin ich Lebensbotschafter. Mir wurde sonnenklar: Dieser Mensch, der jetzt das Licht der Welt erblickt hat, lebt schon seit einigen Monaten. Mir wurde klar: Die Menschenwürde gibt es nur brutto. Sie muss allen Menschen gelten – von der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle bis zu seinem natürlichen Ende. Wo immer ich kann, werde ich dazu reden und schreiben.“

Harmut Steeb (Stuttgart)

Keine Gleichgültigkeit bei Angriffen auf Lebensrecht

„Ich bin Lebensbotschafter, wenn ich konkret dafür eintrete, ‚dass jedes Kind das Recht hat, auf die Welt zu kommen, ob es erwünscht ist oder nicht.‘ So hat es Mutter Teresa von Kalkutta einmal ausgedrückt. Es gehört für mich zu den wichtigsten sozialen Aufgaben unserer Zeit, für den Lebensschutz aktiv zu werden. Denn das Menschenrecht auf Leben ist heute am Anfang wie am Ende sehr gefährdet. Gerade weil es leider so viel Gegenwind gibt, wird es dringender denn je, dass wir nicht gleichgültig sind!“

Mechthild Löhr (Königstein)

Den Ungeborenen eine Stimme geben

„Ich bin Lebensbotschafter, weil ich es als dramatisch und empörend empfinde, dass in unserer reichen, wohlstandsverwöhnten Gesellschaft das Lebensrecht ungeborener und behinderter Menschen zunehmend in Frage gestellt und mit Füßen getreten wird. Meine Frau und ich unterstützen daher seit vielen Jahren die STIFTUNG JA ZUM LEBEN durch Spenden und wohltätige Flohmärkte. Wir hoffen, dass sich durch die Arbeit der Stiftung künftig noch mehr Menschen animiert fühlen, die Initiative zu ergreifen und jenen eine Stimme zu geben, die selbst noch keine haben.“

Dominik Siegwart (Offenburg)

Impressum

Verantwortlich für den Inhalt
der Verlagssonderseiten:
STIFTUNG JA ZUM LEBEN
Haus Laer
59872 Meschede
www.ja-zum-leben.de
Dr. Theresia Theuke
Anforderung von Focus-Sonderdrucken:
jazumleben@die-tagespost.de,
Rufnummer +49 931-308 63-32
Redaktionelle Umsetzung für
„Die Tagespost“: Simon Kajan
www.die-tagespost.de

STIFTUNG JA ZUM LEBEN

JA!

Schwangeren Frauen helfen
Kinder schützen • Familien stärken

MACH MIT!

SEI LEBENS-BOTSCHAFTER!

Unsere Vision. Unsere Mission.

Die STIFTUNG JA ZUM LEBEN ist eine gemeinnützige Stiftung bürgerlichen Rechts, die 1988 von Johanna Gräfin von Westphalen gegründet wurde. Von Anfang an war es der Stiftung eine Herzensangelegenheit, den ungeborenen Kindern eine Stimme zu geben! Sie vertritt ihr Recht auf Leben und fördert Initiativen, Vereine und Organisationen, die dieses Anliegen mit konkreten Projekten in die Gesellschaft tragen. Dazu unterstützt sie Frauenhäuser, Familienkongresse und Ehe- bzw. Partnerschaftskurse. Sie leistet effektive und schnelle Kinder- und Familiennothilfe, finanziert Babyerstaustattungen für junge Eltern und und unterstützt, wenn nötig, auch mit längerfristigen finanziellen Hilfen. Als spendenfinanzierte Stiftung hilft sie schwangeren Frauen in Notsituationen, damit sie JA zu ihrem Kind sagen können und gestärkt in die Zukunft blicken können. Ein wichtiger Teil ihrer Arbeit ist die Förderung von Schwangerenberatungsstellen, die sich ohne staatliche Unterstützung finanzieren, da sie keine Beratungsscheine für straffreie Abtreibungen ausstellen. Zudem fördert sie Einrichtungen für Kinder mit Behinderungen und unterstützt vielfältige Projekte im Bereich des Lebensschutzes und der Familienförderung.

Drei Wege mitzumachen!

1 SEI LEBENSBETER!

Ihr Gebet schenkt Kraft und Zuversicht.

- Ob in Gemeinschaft oder alleine: Ihr Gebet für schwangere Frauen im Konflikt und ihre Ungeborenen ist lebensrettend.
- Finden Sie Anregungen für konkrete Gebete auf unserer Website.
- Motivieren Sie Ihren Pfarrer, das Fürbittgebet für Ungeborene in den Gottesdienst mit aufzunehmen.

2 SEI LEBENSBOTSCHAFTER!

Ihr Einsatz kann andere für den Lebensschutz begeistern.

- Thematisieren Sie den Lebensschutz in der Schule, Kommunion-, Firmunterricht, Gebetskreisen etc.!
- Wir begleiten Sie mit dem passenden Material!
- Sprechen Sie uns an und nutzen Sie unser Onlineangebot!

3 SEI LEBENSRETTER!

Ihre Spende rettet Leben!

- Unterstützen Sie unsere Projekte durch eine regelmäßige Spende oder suchen Sie sich gezielt ein Projekt aus, das Ihnen am Herzen liegt.
- Nehmen Sie Ihre Feste zum Anlass, um zu Spenden für die Stiftung aufzurufen.
- Weitere Möglichkeiten unsere Arbeit zu unterstützen sind: Zustiftung, Erbschaft, Vermächtnis

Spendenkonto

Commerzbank Meschede
IBAN: DE50 4408 0050 0771 2200 00
BIC: DRESDEFF440
Spendenstichwort: Im Fokus 2020

STIFTUNG JA ZUM LEBEN

STIFTUNG JA ZUM LEBEN
Haus Laer 4 · D-59872 Meschede
www.ja-zum-leben.de · T. +49 291 2261
Facebook/Instagram: @schwangerenhilfe

Tod im Kindbett: „Vince lebt – im Himmel oder im Paradies“

Ein Todesfall in der Familie sollte kein Tabuthema sein – Ein Vater spricht über sein Kind mit HELLP-Syndrom, das seine Geburt nur zwei Tage überlebt hat.

VON THERESIA THEUKE

Das kostbarste Foto der Familie zeigt die jungen Eltern mit ihrem Sohn Vince. *Foto: Philipp Groda*

Mit dem Tod des eigenen Kindes konfrontiert zu werden, ist das Schlimmste, was jungen Eltern widerfahren kann. So erging es Philipp (30) und Bianca Groda (29) aus Frankfurt am Main, die die Schwangerschaft nach zwei Fehlgeburten in vollen Zügen genossen hatten. Doch Vince wird am 30. März 2017 viel zu früh geboren und überlebt seine Geburt nur um zwei Tage. Er hinterlässt seine Eltern, die lernen müssen, mit dem Tod des eigenen Kindes umzugehen, während ihr Leben weitergeht. Heute ist Philipp Groda bereit, über die wichtigsten Tage seines Lebens zu sprechen.

Herr Groda, Sie haben vor drei Jahren Ihren Sohn Vince verloren. Wie kam es dazu?

In der 20. Schwangerschaftswoche bemerkte meine Frau, dass etwas mit ihr und Vince nicht stimmte. Doch alle Untersuchungen blieben ergebnislos und so nahmen wir das Stechen im Oberbauch und die Symptome, die wir heute klar auf das HELLP-Syndrom zurückführen können, als normale Begleiterscheinungen der Schwangerschaft hin. Drei Wochen später wurde es jedoch so schlimm, dass wir ins Uniklinikum nach Frankfurt fuhren. Dort bekamen wir dann die schockierende, nicht greifbare Diagnose: Es war das HELLP-Syndrom, die schlimmste Form der Schwangerschaftsvergiftung.

Ihr Sohn verstarb also in Folge einer Schwangerschaftsvergiftung?

Das stimmt, aber so schnell ging es nicht. Unmittelbar nachdem die Ärzte die Diagnose gestellt hatten, wurde meine Frau eingewiesen, und wir begannen uns damit auseinanderzusetzen, was das HELLP-Syndrom für meine Frau und unseren Sohn bedeutete. Ich googelte den Begriff und der Schock saß tief – so etwas Schreckliches konnte uns doch nicht passieren.

Was geschah, nachdem Sie die Diagnose erhalten hatten?

Ich brauchte einige Stunden, bis ich verstand, dass meine Frau nun bis zur Geburt im Krankenhaus bleiben würde. Sie musste non-stop überwacht werden, denn es bestand die Gefahr von Hirnschlägen und Organversagen. Von einem Moment auf den anderen begriff ich, dass es in meiner kleinen Familie um Leben und Tod ging.

Was fühlten Sie in den Tagen nach der Diagnose?

Ich stand unter Schock, aber ich funktionierte. Bewusst beschäftigte ich mich mit den ganz praktischen Dingen. Ich organisierte Bianca einen Fernseher aufs Zimmer, suchte Parkplätze auf dem Unigelände, und ich versuchte stark zu sein. Für Bianca, für Vince und für mich. Ich pendelte hin und her zwischen Arbeit, Krankenhaus und unserer Wohnung. Ich funktionierte eben.

Wie lange hielt dieser Zustand an?

Nach zwei Wochen, als ich mich mit dem Gedanken abgefunden hatte, dass ich in den nächsten Wochen und Monaten mehr im Krankenhaus als zu Hause sein würde, kam der Anruf meiner Frau. Ich sollte schnell kommen, die Versorgung von Vince sei schlecht. Die Vorbereitungen für einen Kaiserschnitt seien in vollem Gange. Ich raste von der Arbeit ins Krankenhaus und schaffte es gerade noch pünktlich zur Geburt. Ich stand meiner Frau bei und wartete auf Vince.

Was passierte nach der Geburt?

Die Ärzte handelten schnell und präzise. Alles war vorbereitet für die Geburt eines Frühchens. Alles ging rasend schnell. In der Eile vergaß der Arzt sogar, das Geschlecht von Vince zu kontrollieren. Ich hatte die Zuversicht, dass die Ärzte wussten, was sie taten. Sie würden Vince helfen. Meine Frau wurde in der Zwischenzeit medizinisch versorgt, es ging ihr nicht gut.

Vince hat seine Geburt nur um zwei Tage überlebt. Können Sie mir seinen letzten Moment schildern?

Als eine Krankenschwester meine Frau und mich zwei Tage nach der Geburt nach unten auf die Intensivstation bat, wusste ich schon, dass etwas nicht stimmte. Noch vor dem Eintreten in den Schutzbereich klärte uns eine Ärztin über Vinces Zustand auf. Sein Anblick war herzzerreißend. Er war ganz bleich, sein Blick war glasig. Ich erkannte ihn nicht mehr wieder. Doch ich riss mich zusammen, hielt Bianca im Arm und versuchte zu verstehen, was die Ärztin mir über seinen Zustand sagte. Ich hörte hin und doch nicht. Wir verstanden ihren Rat: „Lassen Sie Vince in Würde gehen!“ Und wir ließen ihn gehen, und er gab uns und seinen Großeltern noch die Zeit, ihn kennenzulernen und uns von ihm zu verabschieden. Wir machten noch ein Familienbild. Das einzige und letzte. Dann hielten wir ihn in unseren Armen und warteten, dass er von uns ging.

Inzwischen ist Vinces Geburtstag drei Jahre her. Würden Sie sagen, dass die Zeit alle Wunden heilt?

Nein, die Zeit heilt nicht zwangsläufig alle Wunden. Sie ist wichtig, um zu heilen, aber sie schreitet sowieso voran. Was wir getan haben, wir haben der Zeit geholfen voranzuschreiten. Ich glaube nur mit der Hilfe vieler Menschen und aufgrund unseres Bemühens, heilen zu wollen, konnte die Zeit uns auch etwas Heilung verschaffen.
Allerdings entfernt mich die Zeit von den kostbaren Augenblicken mit Vince und das macht mich traurig. Sein kurzes Leben rückt in weite Ferne und droht zu verblassen. Davor fürchte ich mich auch.

Ist das ein Grund, weshalb Sie öffentlich über Ihren Sohn und sein Schicksal sprechen wollen?

Ja, das ist ein Grund, aber viel wichtiger ist es, dass es mich schmerzt, wenn ich sein Leben verschweige. Mir ist das einige Male passiert. Da fragte mich einmal ein neuer Kollege, wie viele Kinder ich hätte und ich sagte: keins. Ich verschwieg in diesem Moment Vince und das plagte mein Gewissen über eine Woche. Ich darf und will mein Kind nicht verschweigen und wegdrücken. Er und sein Tod gehören genauso zu mir wie unsere Tochter. Außerdem haben wir in den vergangenen zwei Jahren gemerkt, wie viele Familien es gibt, denen ähnliches widerfahren ist. Es ist also wichtig, darüber zu reden, damit ich anderen helfen kann. Ich will ein Vorbild sein, wie man mit einem solch tragischen Verlust umgehen kann.

Wie verarbeiten Eltern denn den Tod ihres Kindes? Gibt es da eine gute Anleitung?

Jeder verarbeitet seinen Verlust ganz individuell. Das sieht man schon an meiner Frau und mir. Ich habe mir ein halbes Jahr lang verboten einzugestehen, dass ich trauern darf. Ich habe wieder einmal nur funktioniert, war ein starker Ehemann und ein ausgeglichener Kollege. Meine Frau hat sich in derselben Zeit eingestanden, dass sie noch nicht wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren kann – sie arbeitet wie ich als Erzieherin in einer Kindertagesstätte – sie hat mit ihren Freundinnen über Vinces Tod geredet und hat die Trauerberatung in der Einrichtung Bärenherz wahrgenommen.

Sie haben also das Geschehene verdrängt, während Ihre Frau ihr Schicksal schon verarbeitete. Wie konnte das gutgehen?

Ich habe meine Trauer und meinen Schmerz wirklich lange verdrängt. Ich schob alles von mir weg, um mich selbst zu schützen. Ich wollte nicht, dass die anderen meine Schwächen erkannten, wenn ich weinte oder mich von der Arbeit abmeldete, weil ich es nicht schaffte. Das war meine Situation, während meine Frau Fortschritte machte. Ich sah den Unterschied, wollte aber noch nicht meinen geschützten Raum verlassen. Meine Frau hat in diesen Monaten viel ausgehalten. Sie ertrug meine Gereiztheit und meine schlechten Launen. Ganz sanft bot sie mir immer wieder an, doch einmal mitzukommen, auf den Friedhof oder zur Trauerberatung. Aber ich wollte nicht über Vince reden. Oder über meine Gefühle – meine Angst, meine Wut, meinen Schmerz und mein Leid.

Wann kam der Punkt, dass Sie sich entschieden, etwas zu ändern?

Ich kann keinen klaren Wendepunkt nennen. Es waren viele Bausteine, die dazu geführt haben, dass ich Bianca eines Tages zum Trauergespräch begleitete. Der wichtigste Baustein war wohl meine Frau. Sie ist meine Lebensretterin. Sie war stark, als ich schwach war, und sie hat mich immer nur sanft geschoben und nie gezwungen. Dann war da natürlich noch Vince, dem ich irgendwann begonnen habe Briefe zu schreiben. Und unsere Beraterin bei der Trauerberatung der Organisation Bärenherz. Ich traf viele wunderbare Eltern, die ähnliches durchlitten wie wir und die genauso auf der Suche nach Trost und Verständnis waren. Wir konnten uns austauschen und verstehen lernen, dass wir nicht alleine sind.

Sie haben sich schlussendlich wie Ihre Frau professionelle Hilfe gesucht. Würden Sie sagen, dass es ohne erfahrene Berater und Beraterinnen nicht gelingt, den Verlust seines Kindes zu verarbeiten?

Ich kann die Frage nur für mich beantworten. Ich brauchte diese Hilfe, und ich brauche sie immer noch. Es tut gut zu wissen, dass ich als Mann weinen darf, dass ich trauern darf und schreien darf, wenn mir danach ist. Ich habe erst in den Trauerkreisen gelernt, dass auch Männer Emotionen zeigen dürfen. Und wir trauernden Väter sind froh, wenn wir erkennen, dass daran nichts verwerflich ist.

Was müsste Ihrer Meinung nach geschehen, damit Trauerarbeit besser und einfacher gelingen kann?

Ich glaube erst einmal, der Tod sollte kein Tabuthema sein. In unserer Gesellschaft ist das Sprechen über den Tod nicht besonders akzeptiert. Dieses Totschweigen führt dazu, dass man in dem Moment, wo man mit Sterben und Tod konfrontiert wird, überhaupt nicht weiß, was zu tun ist. Zum Beispiel verbindet fast jeder, der an Kinderhospize denkt, diese Orte mit den schrecklichsten Assoziationen. In Wirklichkeit sind diese Hospize aber ein Ort des Lebens. Es ist unglaublich, wie dort die Angst und der Schrecken vor dem Tod genommen werden können. Bei uns hat das auch geklappt. Wir konnten uns für ein weiteres Kind entscheiden. Unsere Lia.

Was müsste die Politik oder Gesellschaft also Ihrer Meinung nach konkret tun, um das Reden über den Tod zu erleichtern?

Es wäre doch schon einmal nicht schlecht, wenn Ärzte wüssten, wohin sie Eltern schicken, die gerade ihr Kind verloren haben. Ärzte und Krankenschwestern müssten für das Thema sensibilisiert werden, und es müsste Broschüren geben, die nicht unbedingt ausliegen müssen, aber die den Trauernden an die Hand gegeben werden können. Außerdem kann man sich doch angewöhnen zu sagen, dass das Leben eben nicht erst mit der Geburt beginnt, sondern schon im Mutterleib. Aber diese Erkenntnis musste auch ich schmerzhaft erlernen.

Was ist Ihre Hoffnung für die Zukunft?

Ich hoffe, dass wir unser Leben trotz Vinces Tod weiterhin so gut meistern werden. Ich wünsche mir, dass wir weiter positiv in die Zukunft blicken und dass wir uns immer eingestehen können, auch einmal einen schlechten Tag zu haben. Unsere Tochter Lia soll mit einem großen Bruder aufwachsen, auch wenn er nicht mehr lebt. Sie soll wissen, dass sie die Zweitgeborene ist und einen Bruder hat, der auf sie aufpasst.

Für Sie lebt Vince also weiter?

Ja, Vince lebt weiter. Ich weiß nicht, ob im Himmel oder im Paradies, aber er lebt weiter und eines Tages werde ich ihn wiedersehen – nein wiederspüren. Kürzlich habe ich einen Spruch gelesen, der ausdrückt, wie sich die Wahrnehmung im Laufe der Zeit ändern kann: „Ein Regenbogen wird noch schöner, wenn Du weißt, dass ein Kind darauf sitzt.“

Premiere umgeplant

„Unplanned“ – der Name ist offenbar Programm: Die sehnsüchtig erwartete, von der STIFTUNG JA ZUM LEBEN finanzierte, deutsche Synchronisierung ist fertig und der Film könnte an den Start gehen. Doch die Schließung der Kinos wegen des Corona-Virus erfordert ein Umplanen.

VON MARIA ELISABETH SCHMIDT

Mit Blick auf den herausragenden Kinostart in den Vereinigten Staaten am 29. März 2019 und auf das international wie national große Interesse, verspricht auch die deutsche Premiere spannend zu werden.

Laut Shawn Carney verbuchte das Eröffnungswochenende in den USA den bisher größten Ticket-Vorverkauf in der Kinogeschichte: Die 400 Filmtheater, die „Unplanned“ am ersten Wochenende zeigten, waren bereits am Vorabend komplett ausgebucht; am zweiten Wochenende lief dieser Film bereits in mehr als 1000 Kinos und in bis zu neun Sälen gleichzeitig.

Shawn Carney ist der Gründer und Direktor der Lebensrechts-Organisation 40 Days for Life. Gespielt von Jared Lotz, nimmt er in diesem Film eine zentrale Nebenrolle ein. In Carneys Augen handelt „Unplanned“ im Kern jedoch weder von Abby Johnson und ihrem Weg von der Direktorin einer Planned Parenthood Filiale zu einer Lebensrechts-Aktivistin, noch von ihm: „Unplanned“ ist die Geschichte eines Babys. Es ist das Baby, das das Herz der Zuschauer bewegt, und das sie nicht mehr loslässt.

Er weiß dies von den Menschen, die seine Organisation direkt vom Kino aus oder am Folgetag kontaktierten. Sie boten sich an, täglich, wöchentlich oder monatlich eine Stunde vor einer Abtreibungsklinik zu beten. Inzwischen freut sich Carney über eine Million Helfer, die in zahlreichen Ländern – darunter auch in Deutschland – aktiv sind. 30 Prozent von ihnen kamen, weil sie nach dem Film das Bedürfnis hatten, konkret etwas zu tun. Ihr Einsatz lohnt, denn die Statistik belegt eindrucksvoll: Wird vor einer Abtreibungsklinik gebetet, fahren bis zu 75 Prozent der Frauen, die kommen, wieder weg, ohne sie betreten zu haben.

Doch gerade dieses gemeinsame Beten vor den Kliniken ist derzeit während der Corona-Krise untersagt. Darum sind jetzt alternative Initiativen, Kreativität und Aktionen auch im privaten Umfeld, die dem Lebensschutz dienen, gefragt.

Sobald Ort und Termin für die Premiere von „Unplanned“ sowie weitere Ausstrahlungen bekannt sind, werden Sie über diese Zeitung, über die STIFTUNG JA ZUM LEBEN und weitere Medien informiert.

„Unplanned“ soll bald auch in deutschen Kinos laufen. *Foto: Unplanned*

„Unplanned“: Bekehrung einer Abtreibungsbefürworterin

Als junge Freiwillige mit guten Vorsätzen etwas für Frauen in Not zu tun, beginnt die US-Amerikanerin Abby Johnson ihre Tätigkeit bei der US-Klinik-Kette Planned Parenthood, die auf Abtreibungen spezialisiert ist. Jahre später ist sie selbst erfolgreiche Leiterin einer solchen Klinik. Nachdem sie bei einer Abtreibung assistiert, hinterfragt sie ihren Beruf und kündigt ihre Stelle. Fortan engagiert sie sich für den Lebensschutz.

VON RAINER KLAWKI

Abby Johnson leitete bis zu ihrer Kündigung erfolgreich eine große Abtreibungsklinik der US-Klinik-Kette Planned Parenthood. *Foto: Unplanned movie LCC*

„Unplanned“: Der vielleicht ehrlichste und aufwühlendste Film des Jahres 2019. *Foto: Unplanned movie LCC*

Der US-Spielfilm „Unplanned“ (2019, 106 Minuten, Regie: Cary Solomon und Chuck Konzelmann) erzählt die im Kern wahre Geschichte der Verwaltungsdirektorin Abby Johnson (Ashley Bratcher), die seit acht Jahren eine Abtreibungsklinik von „Planned Parenthood“ in den Vereinigten Staaten leitet.

Die Lebensgeschichte, aus dem das Drehbuch des Films entstanden ist, ist im Jahr 2010 unter dem Titel „Lebenslinien: Warum ich keine Abtreibungsklinik mehr leite“ erschienen. Das Buch wurde von Alexandra Linder ins Deutsche übersetzt.

Die Handlung des Films bezieht ihre Spannung aus der Kündigung in der Abtreibungsklinik. Das ist gleich am Anfang zu sehen: Abby muss als nicht-medizinische Angestellte bei einer Abtreibung assistieren und sieht im Ultraschall die Reaktionen des ungeborenen Kindes, das um sein Leben kämpft. Wir werden an einen Dokumentationsfilm von Bernhard Nathanson (1984, Der Stumme Schrei) erinnert, dem auch eine Bekehrung vorausgegangen war.

Die weiteren Szenen bestehen aus Episoden, die erläutern, wie es dazu kam. Wir erfahren, dass sie selbst ihre beiden ersten Kinder hat abtreiben lassen. Das erste, weil sie nicht ein Leben lang an den Mann gebunden sein wollte, der der Kindsvater war – ein Partnerproblem. Das zweite Kind musste noch vor der Geburt sterben, weil sie gerade eine leitende Position bei „Planned Parenthood“ erhalten hatte. Die Karriere war ihr in dieser Situation wichtiger. Trotzdem hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits ihren Mann Dong (gespielt von Brooks Ryan) gefunden, der sie liebte und mit dem sie vor den Traualtar getreten war.

Assistenz bei einer Abtreibung lässt aufwachen

Später besonders belastend: Ihr zweites Kind wurde am eigenen Arbeitsplatz abgetrieben. Das dritte Kind, ein Mädchen, erblickte dann glücklicherweise das Licht der Welt. Ihre Schwangerschaft feierte sie überschwänglich mit ihren Kolleginnen in der Klinik, nachdem die Arbeit des Vormittags (etwa 20 Abtreibungen) erledigt war. Stets präsent: Betende und protestierende Lebensrechtsaktivisten, die draußen am Gitter vor der Klinik standen und das Gespräch mit den meist jungen Frauen suchten, die sich auf dem Parkplatz der Klinik einfanden. Abby zeigt sich während dieser acht Jahre stets überzeugt von dem, was sie tut, weil sie der „reproduktiven Gesundheit“ der Frauen einen Dienst erweisen möchte. Sie hat aber gleichzeitig ein familiäres Umfeld, in dem eine Pro-Life-Haltung im Vordergrund steht. Als ihr bei einem Kongress klar wird, dass das Hauptziel ihres Arbeitgebers die Erhöhung der Zahl der Abtreibungen ist, weil auch aus den Gewebestücken, die gewonnen werden, Umsätze generiert werden, ist der Moment gekommen, zu zweifeln. Die Ultraschall-Bilder geben ihr dann den Rest, weil sich ihre bisherigen Überzeugungen als unwahr herausstellen.

Sie leidet nach ihrer Kündigung und Umkehr erbärmlich unter den Lügen, die sie selbst den Frauen vor der Abtreibung aufgetischt hat. Dazu gehörte: Der Fetus merkt nichts, die Abtreibung ist schnell vergessen, der (medikamentöse) Abbruch ist harmlos.

Sie hatte selbst eine medikamentöse Abtreibung durchgemacht und auf dem Höhepunkt des Blutverlustes den Arzt angerufen. Sie brüllte ihn an, warum ihr niemand gesagt habe, dass das eine solche Quälerei werden würde, mit einer achtwöchigen Arbeitsunfähigkeit. Der Arzt meinte nur, er könne ihr nicht helfen und müsse sich um eine andere Patientin kümmern. Die Blutklumpen musste sie selbst aus der Duschtasse fischen und sie in der Toilette entsorgen...

> „Der Arzt meinte nur, er könne ihr nicht helfen und müsse sich um eine andere Patientin kümmern. Die Blutklumpen musste sie selbst aus der Duschtasse fischen und sie in der Toilette entsorgen...“

Diese und die Abtreibungs-Szene waren der Anlass, warum der Film in den USA erst ab 17 Jahren freigegeben wurde. Dabei ist der Film an keiner Stelle übertreibend oder blutrünstig, es bleibt alles sehr informativ. Aber vor der Realität, die dargestellt wird, einfach nur die Augen zu verschließen, wäre dem Ernst des Themas nicht gerecht geworden. Vom Arbeitgeber vor Gericht gezerrt kann Abby dann mit Hilfe eines fähigen Anwalts und ihrer neuen Freunde aus einer Lebensschutz-Organisation ihren Lebensweg gegen einen scheinbar übermächtigen Gegner weitergehen. Der Film zeigt eine Entwicklung zum Guten, die aber in einem Milieu spielt, wo dies nicht unbedingt zu erwarten gewesen wäre. Das filmische und schauspielerische Niveau ist hoch und es geht alles irgendwie gut aus. Im Nachspann erfahren wir, dass die echte Abby insgesamt acht Kindern das Leben geschenkt hat. Im Nachspann wird erwähnt, dass der Film ohne Zutun und ohne Mitarbeit von „Planned Parenthood“ entstanden ist. Offenbar bedarf dies der besonderen Erwähnung. Aber eigentlich ist das, was bei einer Abtreibung passiert so realistisch ins Bild gesetzt, dass der Tod des Kindes und der Schaden für die Mutter nicht als Werbung für eine Abtreibungsklinik aufgefasst werden können.